

Taunus-Blätter

Unterhaltungs-Blätter / Geschichte und Heimatkunde
Wochen-Beilage zur Taunus-Zeitung

Kelkheimer- und
Hornauer Anzeiger

Nassauische Schweiz ❖ Anzeiger für Ehlhalten,
Eppenhain, Glashütten, Ruppertshain, Schloßborn

Falkensteiner Anzeiger
Fischbacher Anzeiger ❖

2. Jahrgang

Geschäftsstelle:
Hauptstraße 41

Dienstag, den 19. September 1916

Fernsprecher:
Königsstein 44

Nummer 38

Die den Weg bereiten.*)

Ein Zeitroman von Anny Wothe.

— Nachdruck verboten. —

6

Die Schwester und Oda sahen sich fest in die Augen, und wie magnetisch angezogen von dem seltsamen Blick der Alten trat Oda schüchtern näher.

„Na, das ist hübsch von Ihnen, gnädiges Fräulein,“ wandte sich Hennecke Fröding Oda lebhaft zu, „daß Sie nicht wieder gleich ausreißen wie damals, als Ihr Herr Vater so böse auf mich war. Eigentlich dürfte ich ja gar nicht mit Ihnen reden, sonst fordert mich am Ende der Herr Landrat noch auf Wistolen. Aber ich meine,“ — hier machte ein schalkhaftes Lächeln sein ernstes Gesicht plötzlich hell und jung — „wir nehmen es nicht so genau — wir sind ja doch immer gute Freunde gewesen. Nicht wahr?“

Oda legte etwas zögernd ihre Rechte in die dargebotene kräftige Männerhand, die ihre zarten Finger mit festem Druck umschloß.

Mein Gott, wenn Bading wüßte, daß sie gegen seinen ausdrücklichen Befehl sich hier mit dem Doktor und vielleicht gar mit der Frau unterhielt, mit der sie nicht sprechen durfte.

Scheu streiften ihre Augen Schwester Heilwig, die leise bat:

„Wollen Sie mir nicht auch die Hand reichen, Fräulein Dahlgren? Sie sind wie wir, der Doktor und ich, in dieses Haus gekommen, um zu helfen, zu trösten. Die einzige Aufgabe, die mir nach einem Leben voll Leid geblieben.“

Klopfen nicht Tränen in der Stimme der seltsamen Frau? Und Oda, mit dem Bewußtsein, sie müßte ihres Vaters wegen weit vor dieser Frau fliehen, beugte sich über die schmale, ihr dargereichte Hand und führte sie stumm an ihre Lippen.

Behte nicht diese Hand und schimmerte in den großen, grauen Frauenaugen nicht eine Träne? Nein, diese Frau war nicht schlecht, wie ihr Vater gesagt, nur unglücklich. Und darum sagte Oda sanft:

„Wie gut, Schwester Heilwig, daß Sie bei Töde bleiben. Sie wird nun gewiß ruhiger und zuversichtlicher werden. Ich muß jetzt leider fort,“ fügte sie beklommen hinzu.

„Nichts da! Hiergeblieben,“ kommandierte der Arzt. „Ich bin hier gleich fertig. Sie wollen doch gewiß nach dem Jordsandhof? Ich habe noch im Dorf zu tun, da nehme ich Sie mit.“

Oda nickte ergebungsvoll. Wenn der Doktor es so wollte, so kann sie doch nicht los.

„Wenn das Bading wüßte,“ dachte sie immer wieder und kam sich vor wie eine Sünderin, die sich vor Entdeckung fürchtet.

Mutter Lorenzen hatte inzwischen Odas Mitgebrachtes

mit Rennerblicken gemustert. Jetzt liebäugelte sie mit einer Flasche Wein.

„Wenn sie mein Jung' doch nicht mehr trinken kann,“ murmelte sie zweifelnd.

„Dann trinken Sie und Frau Töde den Wein in Gesundheit,“ lachte der Doktor glücklich, daß die tragische Spannung der Stunde sich in so glücklicher Weise löste. „Geben Sie gut acht, Mutter Lorenzen, und hören Sie auf Schwester Heilwig. Morgen Abend, wenn sie zurückkommt, wird mir Schwester Heilwig berichten, wie es unserer Kranken geht, und übermorgen spreche ich selber noch mal vor.“

„Vergelts Gott, Herr Doktor. Herrgott, wat sind all de Wunschen so god mit uns,“ schluchzte die Alte.

Die Kranke lächelte nur matt, als ihr der Arzt zum Abschied die Hand reichte, aber ihr Blick, der jetzt Oda traf, sagte dasselbe.

Schwester Heilwig hatte an der Buße bei der Kranken Platz genommen. Ihr Fuß schaukelte die Wiege, aber ihr Blick hing unverwandt an der Tür, durch die der Doktor und Oda jetzt verschwanden.

Wie ein Achzen kam es dann von den Lippen der Schwester, aber im nächsten Augenblick hatte sie schon wieder Gewalt über sich. Umsichtig und voll Ruhe ging sie an ihr Pflegenamt.

Draußen aber auf der Bordiele half Hennecke Fröding Oda geschickt in ihren Regenrock, und, ehe sie es hindern konnte, hatte er ihr den schwarzen Helgoländer fest um die kleinen Ohren gebunden.

„So,“ sagte er befriedigt. „Jetzt sieht er fest. Es gießt zwar nicht mehr, aber der Wind bläst noch wie toll. Sind Sie fertig?“

Oda nickte nur, während auch Hennecke in seinen Regenrock schlüpfte.

Oda zuckte es immer wieder in allen Gliedern, regelrecht auszureißen. Aber sie wagte es doch nicht. Es kam ihr zu albern vor. Fast trotzig trat sie ins Freie.

Der Sturm piff noch sein tollstes Lied. Da lachte Oda plötzlich auf und fing an, wieder mit dem Winde um die Wette zu laufen. Der wirbelnde Dünenand peitschte ihr Gesicht, Wildgänse flogen mit heiserem Schrei an ihr vorüber — ihr war es gleich — sie empfand nur das köstliche Gefühl, sich von dem faden Wind ihre jungen Glieder peitschen zu lassen und ihre Kraft zu erproben.

„Halt!“ gebot da Hennecke Frödings Stimme, der jetzt atemlos bei ihr anlangte. „Gott erhalte Ihnen Ihre Lunge, Oda Dahlgren. Wollen Sie sich etwa mit Gewalt ins Jenseits befördern?“

„Ich denke gar nicht daran, Hennecke Fröding! Mir ist nie wohler gewesen, als gerade jetzt.“

„Das glaube ich gern. Gute Werte machen immer das Herz leicht.“

Oda sah zu dem Arzt, der in seinem feldgrauen Gummia

*) Amerikan. Copyright 1916, by Anny Wothe-Mahn, Leipzig.

mantel so sicher an ihrer Seite durch den Sand stampfte, flüchtig auf.

Wollte er ihrer spotten?

Er verstand ihren Blick.

„Na, da bei Tode Lorensen haben Sie wirklich ein gutes Werk getan. Gestern war ich schon ganz verzweifelt über die Halsstarrigkeit der beiden Weiber, mit der sie sich in ihren Schmerz verbohrten, so daß ich keinen anderen Ausweg sah, als Schwester Heilwig aufzukriegen, damit sie die Frauen etwas zurechtrückt. Und wie wir nun wohlgerüstet beide antreten, hat ein liebes, kleines, deutsches Mädel schon Wandel geschafft. Dafür sollen Sie bedankt sein, Oda Dahlgren.“

Oda wehrte ab.

„Wenn's weiter nichts ist. Wir haben im Dorfe und in der Stadt noch ganz andere Fälle — aber wenn Sie wüßten, wie feige ich oft zurückschrecke vor all dem furchtbaren Leid, unter dem die armen Frauen der Gefallenen fast zusammenbrechen, wie schwer es mir oft wird, ihnen tröstend zuzusprechen, dann würden Sie wenig Anerkennung für mich übrig haben. Ich bin überhaupt eine feige Natur.“

„Soo?“ machte der Doktor langgedehnt.

„Ja — werden Sie glauben, daß ich Ihnen vorhin ausrücken wollte?“

„Das dachte ich mir, darum holte ich Sie ja ein.“

„Das haben Sie gedacht? Von wegen Vatern?“

Jetzt lachte der Doktor hinter seinem hochgeschlagenen Mantelkragen.

„Natürlich, Vater hat es ja verboten, mit mir zu verkehren.“

„Rein, Doktorchen. Mir nicht. Ihnen aber hat er gesagt, Sie sollten sich keinem seiner Familie nähern, so lange Schwester Heilwig in Ihrem Lazarett Dienste tue. Na, Sie haben sich mir ja auch nicht genähert, das kann ich ja besorgen, wenn wir miteinander reden wollen.“

Unwillkürlich standen die beiden still und lachten sich übermütig in die Augen.

„So werden die Tyrannen betrogen,“ rief Oda, ihre Sturmkappe festhaltend, die sich trotz des Doktors Verknöpfung verflüchtigen wollte, und Hennede dachte:

Reizend ist das Mädchen! Natürlich reicht sie an Frau Lorges nicht heran, aber lieb und frisch, und nicht so zimperlich wie unsere anderen jungen Damen.

„Also ein Komplott gegen den eigenen Vater?“ lachte er zurück.

Natürlich nickte Oda. „Sie müssen mir aber unbedingt von Schwester Heilwig erzählen.“

Der Doktor biß sich verlegen auf die Lippen. „Ich weiß wenig oder nichts von ihrem früheren Leben,“ wich er aus. „Das Beste ist wohl, Sie fragen Ihren Herrn Vater.“

„Ach nee,“ winkte Oda ab. „Haben Sie eine Ahnung von Bading. Als ich neulich nur ganz schüchtern fragte, warum er so böse auf die Frau sei, da wurde er so heftig, daß ich mich am liebsten in ein Mauseloch verkrochen hätte. Wissen Sie, was ich denke?“

Oda war wieder stehen geblieben und hielt jetzt den Doktor energisch an seinem Mantelknopf fest, so daß er auch stehen mußte.

„Na, was denken Sie denn? Mal heraus mit der Sprache.“

„Ich vermute,“ — jetzt lief eine flammende Röte über Odas Gesicht — „diese Frau von Parlow hat einstmal Bading einen Korb gegeben, denn so was — wissen Sie, — das können die Männer nicht vertragen. Nein, ganz gewiß nicht. Die Männer sind alle eitel,“ entschied sie mit einer wegwerfenden Handbewegung. „Bading auch.“ Sie stockt. — „Das paßt sich nun gar nicht, daß ich so über Bading rede, der so gut ist, aber irgend was stimmt da nicht.“

Der Arzt sah seiner jungen Begleiterin ernst in die Augen.

„Sie haben ganz recht, Oda Dahlgren, irgend etwas stimmt da nicht, aber ich meine, keiner von uns sollte daran rühren.“

Oda riß sich beschämt den schwarzen Helgoländer tiefer in die weiße Stirn.

„Ich war sehr töricht, Doktor.“

Und da der Stabsarzt schwieg, wagte sie nicht, weiter zu fragen.

Sie gingen jetzt die Dorfstraße entlang, die schon tief im Dämmern lag. Aus den Hütten stieg hier und da ein feiner Rauch. Die Windsfahnen kreischten in dem scharfen Nordost, der über die sammetgrauen Dächer aus Schiff und Moos blies, vom Meer her kam ein Brausen, so daß Oda den Arzt kaum verstehen konnte, als er, an der Wegbiegung zum Jord-sandhof, haltmachend, erklärte:

„Hier scheiden sich unsere Wege.“

„Sie kommen nicht mit? Das wird Lorges und ihren Mann kränken.“

„Es geht nicht gut, gnädiges Fräulein, die vom Jord-sandhof müßten mich schon rufen, wenn ich wieder kommen soll.“

Und als er Odas ernstes, ganz nachdenklich gewordenes Gesichtchen sah, fragte er schnell:

„Na, was macht die Kriegstraung? Ich denke, Oland, der Held, ist da?“

Oda schnippte wegwerfend mit den Fingern.

„Er will ja nicht.“ Wie ein Schluchzen kam es plötzlich, voll Trost und Weh, aus ihrem Munde. „Er sieht bloß Lorges — na, und die hat doch 'n Mann.“

Oda bemerkte nicht, daß Hennedes Antlitz bei ihren Worten ganz bleich geworden.

„Bleibt dieser junge Flieger denn noch lange hier?“

„Mindestens vier Wochen. Die neue Flugzeughalle da drüben,“ — sie deutete über die Heide — „ist ja so nahe. Er unternimmt täglich Probeflüge mit neuen Apparaten. Alle Tage kreuzt er über unserem Haus und ich schaf stehe dann immer und winke wie wahnsinnig mit einer schwarz-weiß-roten Fahne zu ihm hinauf — das habe ich ihm nämlich versprochen.“

„Na also,“ gab der Stabsarzt lächelnd zurück. „Da winken Sie ihn nur energisch heran, damit er nicht eines schönen Tages auf und davon fliegt ohne Kriegstraung oder Verlobung.“

„Das ist es ja eben,“ seufzte Oda herzbrechend.

Der Stabsarzt sah ihr halb mitleidig, halb neugierig in das junge Gesicht.

„Haben Sie ihn denn so lieb, Fräulein Oda?“

Das junge Mädchen, das so hoch und schlank, fest und sicher, in Wind und Wetter stand, strich ihre sich im Winde hochschaukelnden Kleider glatt und erwiderte gelassen:

„Gewiß habe ich ihn lieb. Un wen soll ich denn sonst nehmen? Geheiratet muß werden, Vater predigt es alle Tage, damit eine neue tüchtige Generation heranwächst zum Heile des Vaterlandes. Oland ist mir noch von allen Männern der liebste — ich kenne ihn schon so lange,“ — und während Hennede dachte: „einfach süß ist sie“, — fuhr Oda treuherzig fort: „aber der dumme Junge, der Oland, der will ja gar nicht mal.“

„Er ist ein Verbrecher,“ nickte Hennede eifrig, „ich an seiner Stelle —“

Er stockte, da hätte er ja beinahe eine riesige Dummheit gemacht. Das Mädel war aber auch zu reizend.

„Nicht wahr?“ gab Oda ernsthaft zurück, ihm die Hand zum Abschiede hinstreckend. „Es ist ja gar keiner so dumm, unsereins zu nehmen. Wenn wir Mädels jetzt keinen zu einer Kriegstraung erwischen, dann müssen wir uns zum Übrigbleiben fertig machen, denn nach dem Kriege ist mit dem Heiraten doch nichts, und ich komme um meine sieben Jungen.“

Jetzt lachte der Doktor laut auf und schüttelte herzlich die kleine, kräftige Mädchenhand zum Abschied.

"Müssen es denn sieben Jungen sein?"

"Natürlich, lauter Soldaten, die brauchen wir doch. Wissen Sie," geriet Oda in Eifer, sich zu dem Doktor, von dem sie schon einige Schritte fort war, zurückwendend:

"Aus einem Mann mache ich mir gar nicht viel. Ich könnte gut ohne ihn auskommen — ich glaube — auch ohne Oda — aber die Jungen, die will ich haben. Und dazu muß ich eben" — sie seufzte schwer — "die Kriegstraumung heraufbeschwören."

Noch einmal nickte sie dem Stabsarzt lächelnd zu, dann war sie um die Ecke verschwunden.

Hennede hielt mit beiden Händen seine Mütze fest, die ihm der Wind entführen wollte, und sah ihr nach.

Also mit der Liebe zu dem schneidigen Fliegerleutnant war es gar nicht so schlimm? Das Mütterliche regte sich nur, wie in tausend Frauenherzen, auch in dem jungen Geschöpf — nur, daß die anderen es nicht so offen aussprachen wie Oda. Vorhin in der Fischerhütte hatte ihn diese Mütterlichkeit in Odas Wesen, als sie das fremde Kind in den Schlaf sang, schon so entzückt, daß er den Blick nicht von ihr wenden konnte, und nun war es ihm, als müßte er ihr nachstürzen und sie warnen: Sie dürfe den Flieger nicht nehmen, ganz bestimmt nicht, wenn sie ihn nicht furchtbar lieb hätte.

Er ging einige Schritte hinter Oda her, dann machte er schnell und entschlossen kehrt.

Wie kam er denn dazu? Oda war doch kein Badfisch mehr, wenn sie auch noch so viel reizend Kindliches hatte? Das Mädchen war sicher 20 bis 21 Jahre. Da mußte sie doch selber wissen, was sie wollte. Überhaupt, was ging es ihn an, ob sie Oda von Hoven oder sonst wen zu einer Kriegstraumung "erwischte", und ob sie ihn mit oder ohne Liebe nahm?

Er fuhr mit der Hand über die Stirn, als wollte er einen bösen Gedanken fortwischen. Er sah, wie im Jordsandhose jetzt ein Licht nach dem anderen aufflammte. Nur der Besel blieb dunkel. Nun richtete die schöne Frau Lodes gewiß bald die Abendtafel, und das Auge der Männer — der junge Flieger war gewiß auch da — hing an ihren weichen Bewegungen und an ihrer Schöne.

Das Blut schoß dem Stabsarzt in die heiße Stirn. Unwillkürlich ballte er die Hände, die er tief in die Taschen seines Mantels vergrub, zur Faust.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Gedächtnis an grosse Zeit.

12. September 1915. Im Osten ging es rüstig vorwärts an der Düna, bei Wilna und auf Pinsk zu. An der ostgalizischen Front suchten die Russen vergeblich durchzubrechen und an der Sereth-Mündung und bei Larnopol kam es zu Handgemenge-Kämpfen. — Die Italiener wurden unter schweren Verlusten bei Flitsch und am Tolmeiner Brückenkopf, wo sie viermal einen Sturm versuchten, zurückgeschlagen, ebenso erfolglos blieben ihre Angriffe auf die Tiroler Grenzbrücke bei Bopena. — Die Engländer versuchten Lohaja am Roten Meer von der Landseite aus zu nehmen, erlitten aber durch die Türken eine schwere Niederlage. Ihr versetztes Dardanellen-Unternehmen suchten die Engländer nun durch ungeheure Truppenansammlungen, fast eine halbe Million, zu stützen, allein es war und blieb vergebliche Mühe.

13. September 1915. Im Westen machten feindliche Flieger Angriffe auf Trier, Mörchingen, Donaueshingen und andere Orte, ein feindliches Flugzeug konnte über Trier abgeschossen werden. — Im Osten ging es weiter vorwärts; in Wolhynien hielten die Österreicher gegen die starken russischen Angriffe ihre Stellungen. Ganz bedeutenden Erfolg

hatte ein Angriff deutscher Wasserflugzeuge auf russische Streitkräfte im Rigaischen Meerbusen, eine Anzahl Schiffe wurde beschädigt und auch eine Werft geriet in Brand.

14. September 1915. Der englische Kronrat sprach sich für die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht aus und das in demselben England, das angeblich gegen den deutschen Militarismus zu Felde zog. — Im Osten tobten die Kämpfe um Dünaburg und Wilna, um Dita und Grodno und südlich des Njemen ward die Schara erreicht. Die Österreicher warfen den Feind bei Dubno und in den Wald- und Supfgebieten des Styr und Pripjet. — Östlich des Bodnutzpasses nahmen die Österreicher, hier zum Angriff übergehend, italienische Stellungen.

15. September 1915. Deutsche Truppen drangen auf Jakobstadt vor, Pinsk, wo sich die Russen noch einmal kräftig zur Wehr setzten, wurde genommen und das Gelände zwischen Pripet und Jasiolda kam in deutschen Besitz. Die Österreicher wehrten russische Durchbruchsangriffe an der Strypa und in Wolhynien ab. — Die Bierverbandsmächte, insbesondere deren Führer, England, machten Bulgarien nochmals Anerbietungen, so Abtretung von Serbisch-Mazedonien, um es für den Anschluß an die Entente zu gewinnen, Bulgarien lehnte jedoch alle Vordringen ab. — Der Zar vertagte plötzlich die Duma, angeblich wegen revolutionärer Strömungen, in Wirklichkeit aus Angst vor jedem freihetlichen Aufzug.

16. September 1915. Im Osten wurde Widsch bei Dünaburg in heftigem Häuserkampf genommen, die Schtschara wurde überschritten und das Sumpfgebiet nördlich Pinsk vom Feinde gefäubert. — An der Tiroler und Rätischer Grenze, wie an der kustenländischen Front wurden italienische Vorstöße von den Österreichern zurückgeschlagen. — Die Türken hatten an der Trakfront Erfolge. — Sehr bezeichnend war der jetzt bekannt werdende Dardanellenvertrag des Bierverbandes. Rußland sollte Konstantinopel und die Dardanellen erhalten, England sicherte sich aber durch Flottenstützpunkte auf den vorgelagerten Inseln. Bedingung war der Einmarsch der Russen bis spätestens März 1915 in Berlin.

17. September 1915. Es hatten nun im ganzen 20 Zepelinangriffe gegen England stattgefunden und diese hatten in dem Inselreiche ungeheure Aufregung hervorgerufen; zum ersten Male fühlte sich das bislang in strahlender Unnahbarkeit daliegende Reich nicht mehr sicher. — Im Osten ging der Angriff auf Dünaburg weiter und am Njemen wurde die russische Front vielfach durchbrochen. Die russische Offensive an der Strypa brach vor der Standhaftigkeit der Österreicher zusammen und die Russen wichen in Hast und Eile an den Sereth zurück. — Die im Ausland lebenden Bulgaren wurden in die Heimat beordert.

18. September 1915. Im Westen hatten die deutschen Truppen bei Bray an der Somme und in den Argonnen einige Erfolge. — Das Hauptereignis des Tages war der Fall des stark befestigten Wilna. Dem umfassenden Angriff der Armeen von Eichhorn, von Scholtz und von Gallwitz konnten die Russen nicht stand halten, sie traten, nachdem sie auf der ganzen Front geschlagen, eiligt den Rückzug an. Nördlich von Pinsk wurde die Wiskiza erreicht und südlich der Strumen überschritten. — Heftige italienische Angriffe auf Bielgereuth und Lafran, sowie auf Flitsch blieben erfolglos.

19. September 1915. Im Brückenkopf von Dünaburg wichen die Russen zurück, während die siegreichen Truppen dem aus Wilna abziehenden Feinde auf den Fersen blieben. Die Österreicher wurden im Raum östlich von Luzk von starken russischen Kräften angegriffen, schlugen den Feind aber überall zurück. Das gleiche war an der Iwa-Front der Fall. Österreichische und deutsche Truppen kamen nun in den Kampf gegen die Serben, deren Stellungen an der

Saue und Donau angegriffen wurden, auch ward Belgrad beschossen. — Die Türken operierten glücklich mit Wasserflugzeugen gegen den Hafen von Rafalo und hatten bei Anaforta und Sedül-Bahr Erfolge. — Der englische Transportdampfer Ranzan wurde von einem österreichischen Unterseeboot im Ägäischen Meer versenkt.

20. September 1915. Im Westen gab es auf der ganzen Front an verschiedenen Stellen kleinere Gefechte. Im Osten kamen deutsche Truppen nach Nowo-Grodzel und über den Wolczadz, während bei Luzk und an der Zwa die Russen vergebliche Anstrengungen machten, die österreichischen Truppen zurückzudrängen. — Auf dem italienischen Kriegsschauplatz gingen die Österreicher jetzt an passenden Stellen angriffsweise vor und ebenso herrschte an den Dardanellen gesteigerte Gefechtsaktivität, da auch die Türken an den drei Hauptstellen sich nicht mehr auf die Verteidigung beschränkten, sondern mit Erfolg zum Angriff vorgingen.

21. September 1915. An diesem Tage begann die große französische Durchbruchsoffensive in der Champagne, durch welche der Massenangriff des Feindes auf der ganzen Westfront eingeleitet wurde. Feindliche Flieger erschienen auch über Stuttgart, indem sie sich deutscher Flugzeichen bedienten und durch diese niedrige List einigen Schaden mit ihren Bomben anrichten konnten. Im Osten rückten die deutschen Truppen an der Düna und auf der ganzen Front bis zum Oginski-Kanal vor, während die Österreicher an der Zwa den Russenstürmen tapfer stand hielten. — Die an diesem Tage erfolgende Mobilmachung Bulgariens war für die Ententemächte eine unangenehme Überraschung, da sich diese Maßregel nach dem Vertrage Bulgariens mit der Türkei keinesfalls gegen die Mittelmächte richten konnte.

22. September 1915. Der große Angriff auf der Westfront begann mit einem drei Tage währenden französischen Trommelfeuere von unerhörter Stärke, während zugleich eine sehr rege Fliegertätigkeit herrschte, die den Feinden mehrere Fahrzeuge kostete. — Im Osten drangen die deutschen Truppen gegen Dünaburg vor, ebenso an der Sawia und weiter südlich ebenfalls. Auf dem italienischen Kriegsschauplatz mußten die Österreicher den monatelang gegen eine große Übermacht verteidigten Monte Coston an der Tiroler Grenze räumen, dagegen wurden im Tonalegebiet und am Monte Parolwa italienische Angriffe abgewiesen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verwandungen in dem jetzigen Feldzuge.

Beruhigend können wir, trotz der verheerend wirkenden Waffen und Geschosse sagen, daß alle durch sie vorkommenden Verwundungen mehr oder minder wieder heilen. Die Verwundeten selbst werden über die Hälfte wieder garnison- oder felddienstfähig, ja, fast alle aber erwerbsfähig. Dieses ist der Stein, der England noch im Wege liegt und nicht umsonst soll es geheißen haben:

„Vor allem gilt es, die deutschen Sanitätsformationen zu vernichten, denn die Hälfte derer, die durch sie wieder felddienstfähig werden, sind für uns neue und heftigere Gegner.“ Doch dieses oben schon angeführte Ergebnis kann für uns eine soziale Beruhigung sein und bedeutet für uns einen wirtschaftlichen Gewinn, auf den unsere Ärzte stolz sein können.

So sind z. B. in einem Lazarett von ungefähr 2000 Soldaten nur 0,8 Prozent gestorben. Die Todesarten waren: „Zwei Starrkrämpfe, eine Lungenentzündung und eine Gefäßerkrankung.“ Man kann ruhig sagen, die heutige Kriegschirurgie trägt einen absolut konservativen Charakter. Komplizierte Knochenbrüche heilen durch angelegte sogenannte gefensterzte Gipsverbände fast durchweg ausgezeichnet. Ebenso

werden alle Weichteilverwundete wieder durchaus garnison- und felddienstfähig; selbst bei Wadenschüssen, deren Empfindlichkeit sehr groß ist. Kopf-, Wirbelsäule-, Lungen-, Nieren- und Blasenverletzungen geben ein gleich günstiges Heilbild ab.

Wohl die meisten, welche die Verlustlisten studieren, kommen zu dem Urteil, daß der Krieg von seiner Grausamkeit durch den Stand der heutigen Chirurgie viel eingebüßt hat. Unsere Lieben zu Hause sollten einmal sehen, mit welcher Opferfreudigkeit und Gewissenhaftigkeit unsere Ärzte, Schwestern und Sanitätsoldaten im Felde arbeiten und wie ihre Arbeit gold'ne Früchte und neuerwaches Leben zeitigt.

M. D. A.

Kleine Chronik.

* **Opfertag für die deutsche Marine.** Der deutsche Flottenverein veranstaltet nach Genehmigung durch den Staatskommissar am 1. Oktober einen Opfertag in Form einer Sammlung von Geldspenden zugunsten der „Zentralstelle für Angelegenheiten freiwilliger Gaben an die Kaiserliche Marine in Kiel“. Die Sammlung erfolgt auf öffentlichen Wegen, Straßen und Plätzen oder an anderen öffentlichen Orten unter Vermittlung und Leitung der Organisationen des Deutschen Flottenvereins. Das Erträgnis der Sammlung fließt an die vom Reichsmarineamt eingesetzte Zentralstelle für Angelegenheiten freiwilliger Gaben an die Kaiserliche Marine in Kiel und wird verwendet zur Anschaffung von Liebesgaben, zur Unterstützung von Gefangenen und Kriegerfrauen der Marine, sowie zur Fürsorge für Hinterbliebene und für Invalide der Kriegsmarine nach Vereinbarung mit der Nationalstiftung und dem Reichsausschuß der Kriegsbeschädigtenfürsorge.

Lustige Ecke.

Aus den Meggendorfer Blättern.

Schüttelreim

Was man auch immer fragen mag,
Es dreht sich um die Wagenfrag'.

Ein Rechner

— „Sie verkaufen Ihr Lee-Ersatzmittel mit hundertzwanzig Prozent Nutzen; das ist aber viel.“
Fabrikant: „Gar nicht; über die Hälfte muß ich ja an Geldstrafen wegrechnen.“

Ein Nachdenklicher

— „Ich fällt' Bäume, aus dem Holz wird Papier, und aus dem Papier werden Zeitungen. Nun möcht' ich wissen, ob auf dem Baum, den ich heute fälle, schon was Ernstes vom Frieden stehn wird.“

Erster Gedanke

— „Sieh da, meine Frau mit einer Opfertagspende von zwanzig Mark — da ist sie gewiß wieder mal das Opfer ihres Mundwerks geworden.“

Guter Rat

Kunde: „Als ich das Würstel durchschnitt, stieg mit ein entsetzlicher Geruch in die Nase!“
Schlachtermeister: „Ja, wer schneidet denn so ein kleines Würstel auch noch erst durch? Man steckt's in den Mund...“

Verantwortliche Schriftleitung, Druck und Verlag

Dr. A. Kleinböhl, Königsfeld im Taunus.